

»Schreiben heißt misstrauisch sein«

Judith Hermann begeistert in ihren drei Frankfurter Poetikvorlesungen ihr treues Publikum.

Täuscht der Eindruck, oder wurde der Hörsaal bei jeder Vorlesung immer voller? Tatsache ist: Judith Hermann hat auf eine ebenso introvertierte wie selbstbewusste Art ihr Publikum in den Bann gezogen. An drei Abenden zeigte die Berlinerin in sprachlich einfachen, manchmal spröden, aber auch ironisch-hintersinnigen Erzählungen, dass und wie Autobiografisches und Poetologisches zusammenhängt und doch einer dauerhaften Dechiffrierung bedarf. Sie spielt damit, die Details aus ihrem Leben – einiges davon ist bekannt, anderes kann zumindest vermutet werden – als authentisch zu präsentieren und gleich danach selbst zu dementieren. Ohne, dass damit ein simples postmodernes Verschwinden der Autorin im metafikcionalen Spiegelkabinett betrieben würde. Man glaubt ihr die mitunter düsteren, tragischen und auch bizarren Geschichten aus ihrem Leben auf eine wenn auch literarische Weise.

In der ersten Vorlesung trifft die Erzählerin nach einem Abend mit einem Dichterkollegen zufällig auf ihren früheren Psychoanalytiker. Die Begegnung stellt für die Autorin eine Herausforderung dar, hat sie doch die Erlebnisse mit dem eher wortkargen Mann in einer Erzählung verewigt. Doch passt die literarisch erinnerte Figur zum realen Wiedergänger, wird die Analysandin vom Analytiker enttäuscht? Erstaunlicherweise wartet die Geschichte mit ihrem Psychoanalytiker mit einer richtigen Auflösung auf: Der fiktionalisierte und in einer Metaerzählung wiederum literarisierte Mann, der ihr zehn Jahre lang in den Therapiesitzungen schweigend zugehört hat, erweist sich als nicht so schlimm wie befürchtet, Fiktion und Realität finden hier zu einer vorläufigen Versöhnung. Oder hat sich die Erzählerin auch dies nur ausgedacht?



Foto: Dettmar

In der zweiten Vorlesung widmet sich Hermann dem jähzornigen Vater, der jahrelang an seiner Doktorarbeit schreibt und seine Tochter mit egozentrischen Geschichten ratlos macht; die unbekümmerte, aber nicht intellektuelle Mutter fungiert demgegenüber als Ernährerin der Familie. Die Sprachlosigkeit in ihrer Familie beschäftigt die Erzählerin lange. Entsteht auch daraus eine eigene paradoxe Poetik der sprachlosen Sagbarkeit? Jeglichen Forderungen nach einem autobiografischen und bekennnerhaften Schreiben, denen die Erzählerin in Creative-Writing-Kursen begegnet, wird aber immer wieder eine Absage erteilt: So will sie zwar in die unbegreifliche Wirklichkeit greifen, aber dann auch sagen dürfen, dass diese unbegreiflich ist.

In der dritten und letzten Vorlesung schließlich verlagert sich das Zusammenspiel aus Sag- und Unsagbarem in die kommunikative Herausforderung einer Beziehung. Ihrem Freund Marten erzählt sie vorher Unerzähltes aus ihrer Kindheit, ohne dass dies Nachfragen erzeugt. Ist die Erzählerin, die man (natürlich?) nicht mit Judith Hermann gleichsetzen sollte, eine Geheimniskrämerin, eine Meisterin des Verbergens? Das Frankfurter Publikum hätte jedenfalls Judith Hermann noch gerne länger zugehört.